

Suhrkamp

Gita  
Mehta  
Sutra vom  
heiligen  
Fluß

Roman

suhrkamp taschenbuch 3888

Tief im Dschungel Indiens, am Fluß Narmada, steht eine Herberge. Ihr Verwalter hat sich aus Bombay dorthin zurückgezogen, um dem brodelnden Leben der Metropole zu entfliehen. Doch die Welt holt ihn bald wieder ein: Seine Herberge wird zur Zufluchtsstätte für Menschen, die vor einer Entscheidung stehen und am heiligen Fluß Trost und Hilfe suchen. Da ist der junge Mönch, der seinem reichen Elternhaus den Rücken gekehrt hat, die Kurtisane auf der Suche nach ihrer Tochter, der Verwalter einer Teeplantage, der sich bis zum Wahnsinn in eine seiner Pflückerinnen verliebt hat. Sie alle finden am Ufer des Flusses den Schlüssel zu ihrem Schicksal, und auch der Verwalter der Herberge muß erkennen, daß sein Rückzug in den Dschungel vor allem eines war: eine Hinwendung zum Leben.

»Manchmal komisch, manchmal tragisch und immer – wie es sich für eine Sutra, eine Sammlung von Weisheiten, gehört – voller Einsichten in die geistige Natur genauso wie die weltliche Liebe ... ein Genuß, der westlichen Lesern das Geheimnis und Drama eines reichen kulturellen Erbes nahebringt.« *The New York Times Book Review*

Gita Mehta  
Sutra vom heiligen Fluß

*Roman*

Aus dem Englischen von  
Margarete Längsfeld

Suhrkamp

Titel der englischen Originalausgabe:  
*A River Sutra*  
© by Gita Mehta 1992  
Deutschsprachige Erstveröffentlichung 1993  
unter dem Titel  
*Narmada oder Geschichten vom menschlichen Herzen*  
bei der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf., München  
Aus dem Englischen von Margarete Längsfeld

*Für Aditya*

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2007  
suhrkamp taschenbuch 3888  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany  
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg  
ISBN 978-3-518-45888-4

# Sutra vom heiligen Fluß



## I. Kapitel

Die Regierung bezahlt mir noch mein Gehalt, doch ich betrachte mich nicht mehr als Beamten. Beamte sind der Welt zu sehr verbunden, ich aber habe meine weltlichen Pflichten erfüllt. Jetzt bin ich ein *wanaprastha*. Ich habe mich in den Wald zurückgezogen, um nachzudenken.

Natürlich sah ich mich gezwungen, die Tradition abzuwandeln. In Bombay geboren und ausgebildet, habe ich mein Leben als Staatsbeamter in anderen Städten verbracht, und obwohl mein Verlangen, mich von der Welt zurückzuziehen, sich mit dem Älterwerden immer dringlicher bemerkbar machte, unterdrückte ich es lange, denn ich wußte, daß ich einfach nicht dazu geschaffen war, wie der echte *wanaprastha* in den Dschungel zu wandern und zu hoffen, mittels Früchten und Wurzeln zu überleben.

Kurz nach dem Tode meiner Frau erfuhr ich dann von einer vakanten Stelle in einem regierungseigenen Gästehaus, von dem aus man den Fluß Narmada überblickte. Ich hatte oft in solchen Gästehäusern übernachtet, wenn ich in Regierungsgeschäften über Land reiste. Mit der Zeit hatte ich gar eine Zuneigung zu diesen einsamen Zufluchtsstätten gefaßt, die von den Mogulenherrschern in ganz Indien als Herbergen für Reisende und Pilger errichtet und von späteren Administrationen klugerweise beibehalten worden waren.

Die Nähe des Gästehauses zum Fluß machte seinen besonderen Reiz aus. Als Tochter des Gottes Schiwa verehrt, gehört die Narmada zu unseren heiligsten Pilgerstätten. Auf einer meiner Rundreisen hatte besonders die



Entdeckung, daß das Delikt des Selbstmordversuchs häufig ungeahndet bleibt, wenn der Delinquent sich in den Wassern der Narmada das Leben zu nehmen trachtet, Interesse in mir geweckt.

Zur großen Verwunderung meiner Kollegen bewarb ich mich um den bescheidenen Posten des Verwalters des Gästehauses an der Narmada. Da sie davon überzeugt waren, daß die Trauer über den Tod meiner Frau zu meinem abartigen Vorhaben geführt habe, versuchten sie zunächst, es mir auszureden. Dienstältere Beamte, hieß es, sollten nur nach höheren Ämtern streben. Als ich jedoch hartnäckig blieb, empfahl man mich schließlich für den Posten, und schon bald war ich in der Stadt vergessen.

Seit sechs Jahren nun ist dieses auf halber Höhe im Vindhya-Gebirge gelegene Gästehaus mein grünes Refugium. Es ist ein zweistöckiges, aus dem Granit dieser Gegend errichtetes Gebäude. Das Obergeschoß besteht aus drei geräumigen, abgeschlossenen Wohnungen mit Blick auf den Garten, das Parterre aus einem Speisezimmer und einem Salon, die auf eine breite Veranda hinausgehen. Glücklicherweise sind in diesen Räumen die ursprünglichen Mosaikkacheln noch erhalten, da sie der Aufmerksamkeit eines britischen Verwalters entgingen, der um die Jahrhundertwende ein Kontor anbaute und die Außenmauern verputzte, wodurch er dem Bungalow mit seinem Säulengang und der mit einer Balustrade versehenen Treppe ein eher viktorianisches denn mogulisches Gepräge verlieh.

Auf einer Seite des Gartens liegt, hinter Mangobäumen verborgen, das Häuschen, in dem ich wohne. Auf der anderen Seite führt der Garten zu einer Steinterrasse mit Blick auf die Narmada.

Der Fluß, der mehr als zweihundert Meter unterhalb der Terrasse vorbeifließt und von einem Ufer zum anderen anderthalb Kilometer mißt, bildet nun den Gegenstand meiner Betrachtungen. Unsere schöne Lage ist eine große Hilfe für meine Meditationen. Der Terrasse gegenüber, jenseits der breiten Wasserfläche, kann ich flache, grüne Felder sehen, die sich meilenweit zum südlichen Horizont erstrecken, bis sie auf die grauen Schatten der Satpura-Berge treffen. An unserem Flußufer schließen hohe Bambusdickichte und mit wildem Jasmin und Kletterrosen überwucherte Bäume das Gästehaus in ein derart dichtes Dschungelgeflecht ein, daß ich die nur neunzehn Kilometer entfernte Stadt Rudra nicht erkennen kann, wo mein Sekretär, Herr Chagla, wohnt.

Der arme Chagla braucht mit dem Fahrrad über eine Stunde, um zu uns zu gelangen, aber da wir kein Telefon haben, ist Chaglas tägliche Rückkehr in die Stadt unerläßlich, um Vorräte zu bestellen und andere Geschäfte zu erledigen. In Rudra befinden sich das nächstgelegene Postamt, ein Arzt, der einem kleinen Krankenhaus vorsteht, sowie eine Polizeiwache mit vier Beamten.

Unterhalb Rudras an der Biegung des Flusses breitet sich die Tempelanlage von Mahadeo aus. Oft sitze ich bei Sonnenuntergang mit unseren Hausgästen auf der Terrasse, um die winzigen Gestalten der Pilger, die sich vor den leuchtenden Karmesin- und Purpurtönen des Abendhimmels abheben, die Steinstufen hinabsteigen zu sehen, die von den zahlreichen Tempeln Mahadeos ans Ufer des Flusses führen. Wenn die Dämmerung hereinbricht und den Himmel verdunkelt, flimmert das Wasser bei Mahadeo, als finge es Feuer von den Flammen Hunderter von Tonlampen, die man zur Abendandacht auf dem Fluß treiben läßt.

Gewöhnlich beginnt mein Tag auf dieser Terrasse. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, schon vor dem Morgengrauen aufzustehen und hier im Dunkeln zu sitzen, das Gesicht der Quelle des Flusses zugewandt, der unterirdisch entspringt und erst sechshundert Kilometer weiter östlich an die Oberfläche kommt.

In der Stille der schwindenden Nacht meine ich manchmal den Herzschlag des Flusses unter der Erde pulsieren zu hören, bevor sich die Narmada schließlich den Einsiedlern Schiwas zeigt, die um die heilige Zisterne bei Amarkantak tief in Meditation versunken sind. Ich stelle mir die Sadhus vor, wie sie in langen Reihen im Dunkeln sitzen, ihre nackten Leiber mit Asche beschmiert, das verfilzte Haar nach dem Vorbild ihres asketischen Gottes um den Kopf gewunden. So wohnen sie der Geburt des Flusses bei und singen:

»Schiwa-o-ham, Schiwa-o-ham,  
Ich bin Schiwa, Schiwa bin ich.«

Streifen bleichen Lichts zerteilen die Wolken und scheuen Vogelschwärme auf, die zeternd gen Himmel steigen, wie die Pilger, die für ihr Morgengebet in die Tempel von Amarkantak strömen.

Wenn der rote Sonnenball über den Bergen auftaucht, wird das Treiben, das ich mir an der Quelle des Flusses ausgemalt habe, mit dem Erscheinen unserer Gärtner, unserer Straßenkehrer und des Milchmannes im Gästehaus Realität.

Nachdem ich der Frühschicht Anweisungen erteilt habe, verlasse ich den Bungalow durch den Nordeingang und begeben mich auf meinen Morgenspaziergang. Wenig später trete ich in den Dschungel. Der Lehmpfad unter den

mächtigen, von Tau glitzernden Bäumen – Teak-, Feigen-, Kapok-, Mango- und Banyanbäumen – ist noch menschenleer; nur hüpfende Affen, springende Hirschziegentantilopen, streunende Wildschweine kreuzen ohne Scheu meinen Weg, als weideten sich die Tiere an ihrem kurzzeitigen Besitz des Dschungels. Wenn ich in zwei Stunden zurückkehre, werde ich hier den stämmigen, glatthäutigen Eingeborenenfrauen aus dem nahe gelegenen Dorf Vano begegnen, die Feuerholz zum Kochen sammeln.

Unsere Wächter werden stets aus diesem Dorf rekrutiert, denn als Nachfahren der Stammesgeschlechter, welche die arische Invasion Indiens in diesen Bergen jahrhundertlang aufgehalten haben, gelten die Bewohner Vanos als wild und grimmig. Tatsächlich ist die Göttin von Vano das steinerne Bildnis einer Frau mit den vollen Brüsten des Fruchtbarkeitssymbols, deren untere Hälfte jedoch eine geringelte Schlange ist. Die Eingeborenenstämme glauben nämlich, daß sie hier einst ein großes Schlangenreich beherrschten, bis sie von den Göttern der Arier besiegt wurden. Durch eine göttliche Personifizierung des Flusses Narmada vor der Vernichtung bewahrt, verliehen die dankbaren Stämme dem Fluß die Gabe, Schlangengisse unwirksam zu machen. Oft habe ich Pilger, die nie einem Angehörigen dieser Stämme begegnet waren, die folgende Anrufung rezitieren hören:

»Sei begrüßt am Morgen und am Abend, o Narmada!  
Bewahre mich vor dem Gift der Schlange.«

Die Dorfleute von Vano glauben zudem, daß ihre Göttin den Wahnsinn heilt und die Besessenen von ihrem Fluch befreit.

Jenseits des Tales, auf der nächsten Hügelkette, liegt

ein moslemisches Dorf mit einer kleinen Moschee unmittelbar neben dem Grabmal von Amir Rumi, einem Sufi-Heiligen des 16. Jahrhunderts. Mein Freund Tariq Mia ist der Mullah der Dorfmoschee, und meistens wandere ich morgens den ganzen Weg bis in dieses Dorf, um mit Tariq Mia zu plaudern. Der alte Mann ist von allen meinen Freunden der weiseste.

Auf dem Weg zu Tariq Mia bleibe ich zuweilen auf unserer Hügelkuppe stehen, um die Aussicht zu genießen. Nach Osten hin erblicke ich schäumende Wasserfälle, dort wo der Fluß durch enge Marmorschluchten in das Tal unterhalb des Gästehauses stürzt; wende ich mich nach Westen, so sehe ich den Fluß, während er dem Arabischen Meer zueilt, immer breiter werden, bis er am Delta eine Spanne von siebzehn Kilometern erreicht.

Selten vergeht ein Tag, an dem ich nicht weit unter mir an den Ufern des Flusses die weißgekleideten Pilger umherwandeln sehe. Viele sind mir ähnlich, ältere Leute, welche die ersten Stationen des Lebens, wie unsere Hindu-Schriften sie vorgeben – Kindheit, Studienzeit, Gründung eines Haushalts – der Haushaltsvorstand –, durchlaufen haben und nun in das Stadium des *wanaprastha* eingetreten sind, um ihre persönliche Erleuchtung zu suchen.

Ich staune immer wieder über ihre Ausdauer, denn ich weiß, die Narmada-Pilgerreise ist ein mühsames Unterfangen, dessen Vollendung fast zwei Jahre dauert. An der Mündung des Flusses müssen sich die Pilger aus Ehrerbietung vor Schiwas Askese in weiße Gewänder kleiden, bevor sie fast eintausenddreihundert Kilometer vom Arabischen Meer bis zur Quelle des Flusses in Amarkantak wandern, wo sie auf das andere Flußufer hinüberwechseln und den ganzen Weg bis ans Meer wieder zurückge-

hen müssen. Nur während des Monsunregens rasten sie in einer kleinen Tempelstadt wie Mahadeo, welche im Laufe der Jahrtausende Legionen von Andächtigen beherbergt hat, die auf dieser Route gepilgert sind.

Dann besinne ich mich darauf, daß ja gerade die Ausdauer Zweck der Pilgerreise ist. Durch ihre Ausdauer hoffen die Pilger jene Hitze, die *tapas*, zu erzeugen, welche die Menschen mit der Energie des Universums verbindet, so wie von der Narmada gesagt wird, daß sie die Menschheit mit der Energie Schiwas verbinde.

Es heißt, Schiwa, der Schöpfer und Zerstörer der Welten, habe sich in einer derart anstrengenden asketischen Trance befunden, daß Schweißbäche von seinem Körper die Berge hinabbrannen. Der Strom nahm die Gestalt einer Frau an – der gefährlichsten ihrer Art: einer schönen Jungfrau, die in aller Unschuld sogar Asketen dazu verleitet, ihr nachzustellen, und die ihre Begierde entflammt, indem sie in einem Augenblick als tänzelndes Mädchen erscheint, in einem anderen als romantische Träumerin und in wiederum einem anderen als Verführerin, von träger Gelenkigkeit wie die Begierde selbst. Ihre erfindungsreichen Verwandlungen amüsierten Schiwa derart, daß er sie Narmada, die Erquickliche, taufte und mit den Worten segnete: »Du sollst auf ewig heilig, auf ewig unerschöpflich sein.« Dann vermählte er sie mit dem Herrn der Flüsse, dem strahlendsten ihrer vielen Freier, dem Ozean.

Wie ich hier auf der Böschung stehe und ein leichter Wind meinen vom Marsch erhitzten Leib kühlt, kann ich die Narmada in all ihren Verwandlungen, die den Asketen entzückten, zur Vereinigung mit ihrem Bräutigam fließen sehen, während an ihrem Ufer die Pilger gemächlich ihrem Ziel zustreben. Aus dieser Entfernung sehen

die weißgewandeten Männer und Frauen wie Gischt auf den Wellen des Flusses aus. Während ich sie betrachte, warte ich darauf, Tariq Mias Stimme zu vernehmen, welche die Gläubigen zum Gebet ruft.

Ich möchte nicht ankommen, bevor der alte Mullah seine Pflichten als Geistlicher erfüllt hat. Wenn ich zu früh bin und das *Allāhu akbar*, »Gott ist groß«, noch nicht durch das uns trennende Tal hallen gehört habe, gehe ich deshalb zu den Dschain-Höhlen, die in das kupferfarbene Gestein geschnitten sind.

Ich betrete die Höhlen nie – aus Angst vor Schlangen, denn ich kann einfach nicht glauben, daß die Narmada mich vor den Giftzähnen einer Schlange schützt. Lieber setze ich mich vor den Höhlen auf einen großen Steinblock und spähe in ihr dunkles Inneres. Die Höhlen sind seit Jahrhunderten verlassen, aber ich hoffe immer, auf einen vorübergehenden Dschain-Wanderer zu treffen, der hier vielleicht für eine kurze Andacht Rast gemacht hat.

Einmal bin ich zwei nackten Dschain-Bettlern begegnet, Angehörigen der Sekte der »Luftgekleideten«, deren strenge Buße sogar die Überwindung der Scham erfordert. Zu meiner großen Enttäuschung gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, daß sie nicht einmal mehr sprachen. Nachdem ich sie eine halbe Stunde angelächelt hatte, ging ich betrübt meines Weges.

Ein andermal traf ich einen Dschain-Mönch von einer anderen Sekte, der erst kürzlich der Welt entsagt hatte.

Ich erinnere mich noch gut an diese Begegnung. Es war im Winter, ich saß auf meinem Steinblock, die Wintersonne wärmte mir das Gesicht. Ich hielt einen Strunk Bananen in den Händen, die ich unterwegs als Geschenk für Tariq Mia von einer Staude gebrochen hatte. Gerade wollte ich

eine Banane für mich selbst schälen, als hinter mir jemand hustete.

Ich drehte mich um und sah eine in weißes Musselin gehüllte, schlanke Gestalt neben mir stehen. Der Kopf des Mannes war kahlrasiert. Große, sonderbar strahlende Augen musterten mich. Eine Mullmaske bedeckte den Mund des Mannes, aber ich konnte ihn deutlich verstehen, als er fragte: »Wenn ich auf dieser Straße weitergehe, komme ich dann nach Mahadeo?«

Ich erklärte ihm den Weg nach Mahadeo, indes meine Neugierde mich drängte, nach einer Möglichkeit zu suchen, ihn durch ein Gespräch aufzuhalten. Da erblickte ich die Bettlerschale in seiner Hand. »Darf ich dir ein wenig Obst anbieten, mein Freund?«

Er nahm an, und ich legte die Bananen in seine Schale.

»Befindest du dich auf der Narmada-Pilgerreise?«

»Ich gehöre nicht dem Hindu-Glauben an. Ich will zu meinen Kameraden, den Dschain-Mönchen in Mahadeo, die dorthin gegangen sind, um einen Barbier zu finden. Wir wollen ihn um die Barmherzigkeit bitten, uns die Häupter zu scheren.«

Ich schützte Unwissenheit vor, um ihn zum Weitersprechen zu bewegen. »Warum müßt ihr euch die Häupter scheren?«

»Wir scheren uns die Häupter, um der Eitelkeit zu entgehen.«

»Und bedeckt ihr eure Münder aus demselben Grund?«

»Nein. Die Masken verhindern, daß wir durch unachtsames Einatmen ein unschuldiges Insekt töten.«

Er nahm die Maske ab, um zu essen, und ich blickte in die markanten Züge eines ansehnlichen, durch ein vorspringendes Kinn nur wenig verunstalteten, schmalen Gesichts. »Ein Dschain-Mönch sucht sich durch die Gelübde



der Armut, Keuschheit und Gewaltlosigkeit von den Fesseln der weltlichen Begierde zu befreien.«

»Sage mir, mein Freund, welches dieser strengen Gelübde ist am schwersten zu befolgen?«

Er lächelte. Die plötzliche Entspannung seiner ernststen Miene ließ erkennen, daß er ein junger Mann war, nicht älter als dreißig Jahre. »Das mag dich vielleicht überraschen: Gewaltlosigkeit. Es ist überaus ermüdend, die ganze Zeit darauf zu achten, keinem Lebewesen etwas zuleide zu tun. Wandere ich durch den Dschungel, muß ich ständig zu Boden blicken, aus Angst, eine Ameise zu zertreten. Sogar das Bananenpflücken ist eine mit Gefahr befrachtete Handlung. Wer weiß, was für kleine Geschöpfe in den Blättern oder im Strunk einer Bananenstaude leben?«

Er verstummte, und ich beobachtete ihn beim Essen. Als er fertig war, faltete er die Bananenschalen und legte sie säuberlich am Fuße des Steinblocks nieder. Während er sich die Maske wieder vor den Mund band, bemerkte ich ein wenig schüchtern: »Auch ich habe der Welt entsagt.«

»Gab es aus Anlaß deines Abschieds ein großes Fest?«

Fast hätte ich gelacht, als ich an die Reaktion meiner Kollegen zurückdachte, aber zu dem Mönch sagte ich nur: »Meine Frau war unfruchtbar, so daß ich keine Kinder habe, denen mein Entschluß hätte Kummer bereiten können. Meine Eltern leben nicht mehr, meine Frau ist gleichfalls gestorben, und an meinem Arbeitsplatz hat man meinen Weggang kaum wahrgenommen.«

»Da hast du Glück gehabt. Mein Vater brüstet sich, zweiundsechzig Millionen Rupien für meine Entsagungsfest auszugeben zu haben.«

»Hast du zweiundsechzig Rupien gesagt?« Ich glaubte ihn durch die Maske mißverstanden zu haben.

»Nein. Zweiundsechzig Millionen Rupien.«

»Millionen! *Zweiundsechzig* Millionen! Wie ist so etwas möglich? Bitte, schildere mir deine Feier.«

»Es schickt sich nicht für mich, über das Leben zu sprechen, das ich aufgab, als ich Mönch wurde.«

Ich blieb beharrlich. »Als Mönch ist es deine Pflicht, mich zu erleuchten. Du bist ein noch junger Mann. Ich habe viel zu lernen von einem, der der Welt so früh entsagt hat ...«

»Verleihe meinen Taten nicht soviel Gewicht«, unterbrach mich der Mönch streng. »Der Welt zu entsagen war kein Opfer für mich.«

»Aber welch ein Opfer für deinen Vater! *Zweiundsechzig* Millionen Rupien!« Ich klopfte auf den Steinblock und bedeutete dem Mönch, sich neben mich zu setzen. »Wir Hindus verehren die geistlichen Lehren, die in unseren *upanishads* enthalten sind. Weißt du, was das Wort *upanishad* bedeutet? Es bedeutet, setze dich und lausche. Hier sitze ich, begierig zu lauschen. Kannst du, ein Mönch, mir den Weg zur Erleuchtung verweigern?«

Er warf den Kopf in den Nacken und blähte mit einem Schwall hemmungslosen Gelächters die dünne Mullmaske nach außen. »Ihr Hindus! Immer benutzt ihr eure vielköpfigen Götter und vielköpfigen Argumente, um eure Habgier zu verbergen.«

Er stellte seine Bettelschale zu Füßen des Steinblocks nieder. »Aber wenn meine Geschichte dir auf den Pfad der Wahrheit verhilft, sollst du sie gerne hören.«

Er ging zu einem Baum in der Nähe und holte einen Holzstab, an den Wolltroddeln gebunden waren. Mehrere Minuten lang fegte er vorsichtig den Steinblock, bis dieser frei von Insekten war. Als der Mönch endlich überzeugt war, daß er keinem Lebewesen etwas zuleide tun würde, kletterte er zu meiner Freude neben mich.

## 2. Kapitel

### *Die Erzählung des Mönches*

Ich habe in meinem Leben nur eines geliebt.

Du fragst nach dem Ritual, mit dem ich die Freiheit erlangte, diese Liebe zu pflegen. Warum? Ein Ritual bedeutet nichts, wenn du das Verlangen nicht kennst, das ihm vorausging.

Kann die Liebe zwischen einem Mann und einer Frau in den Blumen enthalten sein, die sie sich schenken, oder die Liebe eines Kaufmanns zum Reichtum in einem Geldstück? Aber stelle dir vor, wie es ist, wenn du nur die Symbole der Liebe haben darfst und nicht die Liebe selbst.

In der stickigen Hitze eines Sportstadions stehend, werde ich Zeuge der Hysterie von vierzigtausend Menschen. Jedesmal, wenn ich mich rühre, erhebt sich tosender Beifall, als vollbrächte ich allein durch mein Atmen eine außergewöhnliche Tat.

Um den Hals trage ich Girlanden aus Diamanten, die in der strahlenden Morgensonne blinken. Sagte ich blinken? Sie blitzen, durchziehen das Stadion mit Galaxien von Licht.

Auf dem Kopf habe ich einen Turban. Daran sind Schnüre mit Diamantsolitären gebunden, die mir ins Gesicht hängen und mich vor der Gier der Menschenmenge schützen, die kreischend meinen Namen ruft. Aber es sind nicht nur die Diamanten, die diese Menschen in Erregung versetzen. Auch und vor allem ist es ihr Unglaube, daß ich meinem unerhörten Reichtum entsage.

Jeder im Stadion weiß, daß ich der Erbe eines Diaman-

ten-Imperiums bin, das sich von den Minen Afrikas und den Schleifern Indiens bis hin zu den Auktionen in Hongkong, Tel Aviv und Moskau, den Handelshäusern in Antwerpen, den Bankinstituten in Zürich erstreckt. Meinem Vater gehört eine der größten Diamantengesellschaften der Welt. Die heutige Prozession ist nur der Höhepunkt von einem Dutzend Zeremonien, die bereits in aller Welt stattgefunden haben und bei denen Limousinen mit Angehörigen des internationalen Diamantenhandels dem Rolls-Royce folgten, in dem ich neben meinem Vater fuhr, um unsere Almosen an die Büros des Roten Kreuzes und von UNICEF zu verteilen.

Ich kann die zornige Skepsis im Stadion spüren, noch bevor ich das Hohngeschrei unterhalb des Podestes höre, auf dem ich mit meinem Vater stehe. »*Arrey, Ashok bhai*, o Bruder Ashok, wie willst du ohne deinen Luxus leben?«

»Ohne Rolls-Royce mit Chauffeur, der dich nach Hause bringt, wenn du deiner aufreibenden Spiele müde bist, Bruder! Überlege es dir, solange noch Zeit ist!«

Unter mir lacht eine Reihe junger Männer mit pomadigen Haaren. Als sie sehen, daß ich mich ihnen zuneige, klatschen sie in die Hände und springen in die Luft.

»Armer Ashok! Kein Whisky mehr, keine Kartenspiele!«

»Keine Flugzeuge mehr, die dich ins lustige Paris bringen!«

»Bedenke, Bruder, du wirst nie wieder zwischen den Schenkeln einer Frau liegen können.«

»O Ashok, bereue deine Eitelkeit! Es ist nicht menschlich, auf diese seidigen Zärtlichkeiten zu verzichten.«

»Die langen schwarzen Zöpfe!«

Ihre betelfleckigen Münder öffnen sich zu rauhem Gelächter, und sie schlagen sich gegenseitig übermütig auf